Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 14

Artikel: Jonas Truttmann. Fünfzehntes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668849

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVI. Jahrgang | Zürich, 15. April 1933 | Heft 14

Ostern.

Ostern, Ostern, Frühlingswehen!
Ostern, Ostern, Auferstehen
Aus der tiefen Grabesnacht!
Blumen sollen fröhlich blühen,
Herzen sollen heimlich glühen,
Denn der Heiland ist erwacht.

Trotz euch, höllische Gewalten;
Hättet ihn wohl gern behalten,
Der euch in den Abgrund zwang.
Mochtet ihr das Leben binden?
Aus des Todes düstern Gründen
Dringt hinan sein ew'ger Gang.

Der im Grabe lag gebunden,
Hat den Satan überwunden,
Und der lange Kerker bricht.
Frühling spielet auf der Erden,
Frühling soll's im Herzen werden.
Herrschen soll das ew'ge Licht.

Alle Schranken sind entriegelt,
Alle Hoffnung ist versiegelt
Und beflügelt jedes Herz;
Und es klagt bei keiner Leiche
Nimmermehr der kalte, bleiche
Gottverlassne Heidenschmerz.

Alle Gräber sind nun heilig,
Grabesträume schwinden eilig,
Seit im Grabe Jesus lag.
Jahre, Monde, Tage, Stunden,
Zeit und Raum, wie schnell verschwunden!
Und es scheint ein ew'ger Tag.

Max von Schenkendorf (1782—1817).

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Die Hochzeit rückte heran.

Sie war eines Tages festgesetzt worden. Ganz plötzlich hatte Jonas entschieden, daß es keinen Zweck habe, länger zu warten. Er faßte in letzter Zeit sprunghaft und jäh allerlei Entschließungen.

Im Hause hatte sich gar nichts geändert. Ein Tag glich dem andern. Jedes hatte seine Arbeit. Der neue Stall stand da wie ein Schloß, eine Sehenswürdigkeit. Der Tschusepp und die Centi saßen nach wie vor am Tisch. Nach wie vor führte Geni das große Wort und machte die Hausgenossen lachen. Insbesondere Kaspar, der

Knecht, und Pinelli kamen nicht aus der Lustigkeit heraus. Bei Inocenta brach sie zögernder hervor, sie hatte immer ein wenig Angst, daß sie Jonas verstimmen könnte, wenn sie sich ihr Vergnügen zu sehr merken ließ. Die Franzi saß meistens stumm da. Heimlich streifte ihr Blick das Gesicht des Jonas, und dann kam ihr zuweilen etwas vor den Atem. Wenn Geni aber mit dem Foppen begann, rutschte die Magd auf ihrem Stuhl, und es war immer, als ob sie ihm ins Wort fallen zu müssen glaubte. Sie spürte mit dem Instinkt eines treuen Tieres mehr als mit klarer menschlicher Erkenntnis, wie alles, was wie eine Stichelei klang, in Jonas hineinfuhr gleich einem Sprühfunken, und wie in seinem Innern ein Stoff aufgehäuft war, für den dieser Funke gefährlich wie Brandwurf war. Er konnte alles Gute und Geduldige in diesem Menschen versengen.

Die Zeit ging indessen weiter, ereignislos, wenn man nicht die kleinen Festvorbereitungen als Ereignisse ansprechen wollte. Ereignisse? Daß Jonas Inocenta ein schwarzseidenes Kleid und den weißen Hochzeitsschleier schenkte, daß er sein Eisenbahnbuch hervornahm und mit ihr die Zugzeit für eine Fahrt nach Einsiedeln besprach, wo die Trauung stattfinden sollte, daß er eine neue Reisetasche kaufte — waren das Ereignisse?

Es sollte eine ganz stille, gästelose Feier werden. Zum Zivilstandesbeamten wollte der Tschusepp und sollte der Knecht Kaspar als Zeuge mitgehen, der Knecht, nicht Geni, der Bruder. Geni lachte wieder sein lautes, anzügliches Lachen, als er hörte, daß Jonas jenen zu dem Amte ausersehen hatte. Er sagte nichts dazu. Die Brüder gingen jeder zu sehr seinen eigenen Weg. Es war nicht verwunderlich, wenn sie, die sich noch zu keinem Vergnügen zusammengetan, auch zu diesem Anlaß nicht sich vereinigten. Aber Geni dachte doch darüber nach. Er beobachtete auch, daß Jonas ihn manchmal heimlich und versteckt mit einem Blick streifte, als ob er ihn auskundschaften wollte. Hatte er ein Mißtrauen? Meinte er etwa — die Inocenta könnte auch ihm gefallen?

Bisher hatte er innerlich noch wenig Anteil an Jonas' Brautschaft genommen. Wie er darüber gelacht hatte, so war eine Art lustiger Ungläubigkeit in ihm geblieben. Er begann erst, nun es gegen die Hochzeit ging, die Angelegenheit einigermaßen ernst zu nehmen. An Inocenta selbst hatte er sich so vorbeigescherzt, ohne mehr von ihr zu denken, als daß sie eigentlich ein verflixt hübsches Frauenzimmer und für den Krüppel, den Jonas, bei weitem zu gut sei.

Da wurde Inocentas Hochzeitskleid ins Haus gebracht, an dem die Schneiderin noch eine kleine Änderung hatte vornehmen müssen. Jonas war droben im Stafelstall, aber Geni hatte von der Scheune aus das Schneidermädchen mit der großen Pappschachtel ankommen sehen. Seltsam, dachte er, die Hochzeitsanzeichen mehrten sich, und doch war es im Hause gar nicht, als ob ein Fest sein sollte. Bald nachher — die Schachtelüberbringerin war wieder fortgegangen — begab er sich zu einem Trunk in die Eßstube hinauf.

Die Tür zu Jonas Schlafstube stand offen. Er hörte, wie die Inocenta und die Franzi drüben rumorten, lachten und berieten. Mit zwei Schritten war er an der Tür.

„Was ist da los?" fragte er mit keckem Scherz.

Aber die Inocenta stieß einen Schrei aus, und die Franzi, breit und plump wie ein Bär, kam auf die Tür zu und warf sie dem Geni vor der Nase ins Schloß. Sie konnte indessen nicht mehr verhindern, daß Geni die Inocenta erblickt hatte, die im Begriffe war, in das Festkleid zu schlüpfen.

Er errötete. In ungewohnter Verwirrung trat er an den Schrank, holte sich Brot und Käse heraus, schenkte sich Most ein und verzehrte alles rasch und gedankenlos. Dabei spürte er seinen erregten Herzschlag. Es war ihm zumute, als ob er einen Schrecken gehabt hätte. Auf dem Rückweg nach der Scheune blieb er ganz benommen stehen, lehnte sich über einen Zaun und schaute in die dahinter liegende Wiese hinein. Aber er sah nicht das Gras und die gelbe, leuchtende Wolfsmilch. Er sah die Inocenta. Im weißen Unterkleid hatte sie dagestanden, die Arme und den schlanken Hals nackt. Die Arme — hatte einer schon so etwas gesehen, so weiß und fein und — und — Und am Halse die Linie, um die die feinen, schwarzen Locken spielten, und die großen, merkwürdig geschnittenen Augen, die ihn in flüchtigem Erschrecken angeschaut hatten? Bei Gott, er hatte gewußt, daß die Centi hübsch war, aber so —

Und die sollte der Halbmann, der Jonas —

Er spürte plötzlich eine förmliche Entrüstung gegen die Unnatürlichkeit, eine, wie er meinte, ehrliche Entrüstung, die alle Welt teilen und der auch alle Welt Ausdruck geben sollte. Er spürte

auch einen heftigen Zorn gegen Jonas, daß er sich etwas anmaßte, was ihm nicht zukam, und nie war seine Lust, ihn zu verlachen, größer gewesen.

Endlich riß er sich los und nahm seine Arbeit wieder auf. Aber seine Lachlust, in der ein gut Stück Zorn war, blieb ihm.

Inzwischen fuhren die beiden Mädchen in ihrer Probiererei fort.

„Sackerlotts-Mannsleute," begehrte die dicke Franzi auf. Geni war eben fortgegangen. „Überall müssen sie die Nase zuvorderst haben."

Inocenta trug noch etwas Blut in den Wangen und ein wenig Verlegenheit im Herzen. Es war ihr nicht recht, daß der künftige Schwager sie in dem Aufzug gesehen.

Aber die Franzi ließ ihr nicht Zeit zum Grübeln. Das Kleid saß jetzt. Die Seide legte sich sanft, schmiegsam und glänzend um ihre zartweichen Glieder. Die Franzi holte den Schleier aus einer Schachtel.

„Den auch noch?" fragte Inocenta. Sie wußte nicht, war ihr bang oder glücklich zumute.

„Ich will dich im vollen Staat sehen," meinte die Franzi. Die Aufregung färbte ihr rotes Gesicht noch dunkler.

Sie befestigte den Schleier und einen Myrtenkranz im Haar und ließ jenen zu beiden Seiten des Gesichtes niederfallen. Dabei sprach sie unaufhörlich voll eines Eifers und Stolzes, als ob sie Centis Mutter oder doch zum mindesten ihr irgendwie verwandt wäre. „So eine ist noch nicht zur Kirche gegangen," rühmte sie. Sie holte den Spiegel von der Wand und hielt ihn Inocenta hin.

„Er wird Augen machen, der Jonas," meinte sie wieder. „Er wird sich fast nicht getrauen."

Und nun, in Inocentas Rücken stehend, eiferte sie: „Es lohnt sich. Glaube mir nur. Es lohnt sich. Wenn eines gut mit ihm ist, wird er ein besserer Mann sein als jeder andere. Es kann eine etwas aus ihm machen. Ich will es dir sagen, es ist eine Aufgabe."

Inocenta wunderte sich. Sie empfand unbewußt ein Bedauern, daß sie selbst so viel Großes in Jonas noch gar nicht gesehen, und eine gewisse Neugier, es zu entdecken. Doch war ihr noch immer bange. Dann freilich — dazu war sie Weib genug — fühlte sie sich wieder stolz und beglückt. Und die Kleiderpracht und der Gedanke, daß sie auch in Zukunft sich werde schmükken können, hatten etwas Anteil daran. —

„Wir haben die Festsachen probiert," berichtete Franziska Jonas, als dieser zum Mittagessen kam. Sie war noch ganz voll Eifer.

„Du hast es gar gut gemeint," lobte Inocenta und legte in aufwallender Dankbarkeit den Arm um seinen Hals.

Geni sah es von seinem Platze aus. Es juckte und zuckte in ihm. „Geld und Güte verdecken viel," brach er los. So gerade an den Hals war er dem Bruder noch nie gefahren.

Jonas, der in einer frohen Stimmung war, wurde bleich. „Mußt du immer sticheln?" fragte er. Und wieder wurden seine Züge hart und hager.

„Nun", lachte Geni, „Schmieren und Salben hilft allenthalben, sogar —" Den Rest behielt er für sich.

Jonas schnitt auf seinem Zinnteller ein Stück Fleisch entzwei. Das Messer knirschte, und im weichen Zinn entstand eine tiefe Rinne.

„Man soll einen Geschlagenen nicht ausspotten, das ist nicht männlich," sagte Inocenta. Ihre Stimme klang ängstlich, als ob sie nicht ganz an das glaubte, was sie sagte oder dem Geni nicht wehtun möchte. Aber sie sah ihn ernsthaft an.

Er hielt ihren Blick aus. Seine Augen waren voll einer trotzigen, kraftvollen Wahrheitsüberzeugung. Strafe mich Lügen, wenn du kannst, sagten sie.

Sie errötete und suchte nach einem ablenkenden Wort.

Dieses warf ihr Vater dazwischen, der mit einiger Verwunderung und nicht ohne Unruhe das Gespräch mit angehört hatte. „Wenn ihr ein solches Staatswetter zur Hochzeit habt wie heute," meinte er, zum Brautpaar gewendet, „so sammelt ihr für euer ganzes Leben Sonne zusammen."

„Regen am Hochzeitstag ist auch nicht schlecht," ließ sich Kaspar, der Knecht, vernehmen.

„Es regnet Glück ins Haus, sagt man," fügte die Franzi ein.

Damit war die Klippe umsteuert, an der das Friedensschifflein einen Augenblick zu scheitern gedroht hatte. Jonas hatte Zeit, seinen Groll hinunterzuschlucken. Das Gefühl, daß Inocenta sich für ihn gewehrt hatte, half ihm dabei. Auch Geni beschied sich und unterließ weitere Ausfälle. Der Tschusepp führte seine Triefäuglein noch eine Weile von einem zum andern spazieren und witterte, ob wirklich im Hause ein

Zwistwind wehe, auf den er bisher nicht geachtet und der der Tochter in der Ehe Leid bringen könnte. Aber er ließ sich sein kleines Bedenken gleich wieder durch die Erwägung einlullen, daß sie doch in ein Herrenleben hineinkam, also wohl auch einen Schatten mit in den Kauf nehmen konnte.

Und wieder ging nach diesem Vorfall ein Tag vorbei. Jonas mußte noch einmal auswärts wegen eines Holzgeschäftes. Es war ausgemacht, daß Inocenta heute nicht nach dem Seeguthause kommen sollte. Jonas sorgte da vor. Dagegen sollte sie ihn in Bergenried, wohin er gegangen war, abholen, im Rückweg auf dem Seegut Abendbrot nehmen und mit dem Vater zusammen sich heimbegeben.

So wanderte Inocenta am Spätnachmittag auf der Talstraße, dem Ländersee entlang Bergenried zu. Sie war von keiner eigentlichen Sorge bewegt, sondern nur von der mit dem Heranrücken der Hochzeit sich steigernden frohen Neugier auf den eigenen Haushalt erfüllt.

Indessen war sie noch nicht lange unterwegs, als plötzlich hinter ihr Geni auftauchte.

Er hatte sich sonntäglich angezogen. Sie erkannte sogleich, daß sein Erscheinen kein zufälliges war, und ebenso bald fiel ihr wieder seine stramme Haltung und eine gewisse, fast städtische Art sich zu geben auf, die er sich wohl im Militärdienst geholt hatte.

„Ich habe dich noch bei dir zu Hause treffen wollen," sprach er sie an, indem er nach kurzem Gruß neben sie trat.

Die Straße lag breit, staubig, aber verlassen vor ihnen. Sie führte hier durch Matten, zu ihrer Linken stieg der Berg sanft, dann mit jäher Steilheit empor. Zur Rechten war das Ufer flach, grün und weich. Nach wenigen Augenblicken erreichten sie eine Stelle, wo der See ganz an die Straße trat, eine Mauer diese gegen das Wasser hin schützte und jenseits der Berg aus abschüssigem Nagelfluhfels bestand, einer brüchigen, schlammdurchsessenen Wand, über der erst hoch oben wieder Wiese und Obstwuchs begann.

Hier war es, wo Geni sagte: „Du hast mir das gestern übelgenommen, daß ich dem Jonas seine Schiefheit vorgeworfen habe."

Sie blieben unwillkürlich stehen. Unter der Mauer träumte das Wasser, grün, unbewegt. Weit und tief lagen die Schatten der Berge schon auf dem See, nur das jenseitige Ufer war noch vom Gold des Abends übergossen, und gegen Norden segelten am blauen Himmel ein paar wundersame braunrotweiße Wolken, die sich von Augenblick zu Augenblick tiefer färbten, als ob von innen heraus ein Feuer sie zu durchglühen beginne. Es war ganz still um die zwei. Von nirgends her schienen Leute unterwegs, nur weit draußen auf dem glatten, blauschwarz glänzenden Wasser ruderte einer einen Kahn, und das Abendschweigen war so groß, daß das sachte Eintauchen seiner Ruder ein leises Schlucken und Schluchzen zu den beiden auf der Straße hinübersandte.

„Ich habe es unschön und unbrüderlich gefunden, was du gesagt hast," antwortete Inocenta dem Geni. Sie war unsicher und erschreckt. Was wollte er von ihr? Was überfiel er sie hier?

„Seit gestern läßt es mir keine Ruhe. Ich kann mir nicht helfen," fuhr er weiter. „Die Galle steigt mir, wenn ich daran denke."

„Woran?" fragte sie.

„Daß er heiraten will."

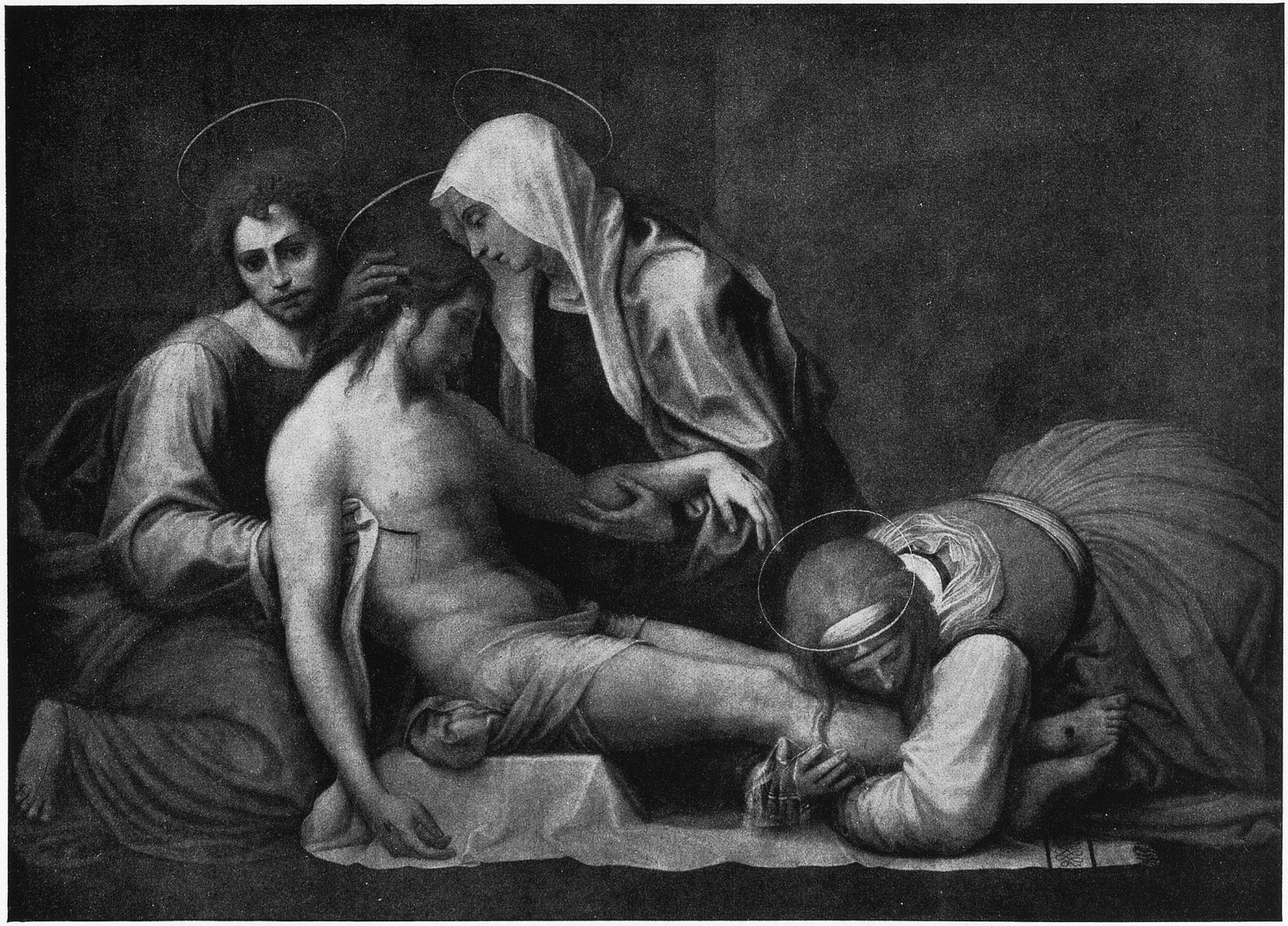
Sie fand das alles immer befremdlicher. „Das ist doch seine Sache," erwiderte sie in leiser Ungehaltenheit.

Geni war ohne große Überlegung zu dem Abenteuer gelaufen. Er hatte sich seit dem Vorfall von gestern in einem Zustand würgenden inneren Zorns befunden. Jetzt fiel ihm auf, daß er sich in einer recht schiefen Stellung befand. „Er ist der Bruder," begann er aufzuklären und rechnete dabei ebensosehr mit sich selber ab wie mit Inocenta. „Aber das kann mir doch die Augen nicht zumachen. Blinde oder Taubstumme läßt man auch nicht heiraten. So kann er sich doch nicht etwas herausnehmen, was wider die Natur geht."

Seine Worte stachen Inocenta, als stießen Spieße auf sie ein. Sie kam sich erniedrigt vor. In dieser Verzerrtheit hatte sie ihre Zukunft nie gesehen.

„Es ist ja ein Schicksal", sprach er weiter, „es ist sicher nicht leicht. Aber wenn einer unter das Rad gekommen ist, in Gottes Namen, muß er es halt ertragen."

Inocenta fand keine Worte. Aber in ihr Erstaunen und ihre Angst vor etwas Unbestimmtem mischte sich jetzt allmählich mehr Zorn über sein Gebaren, und daneben blühte ein tiefes Mitleid mit Jonas auf, der ihr unschuldig schien und der niemand hatte, der zu ihm hielt. Endlich stieß sie heraus: „Warum sagst du das alles mir? Du weißt doch —"



Beweinung Christi.

Nach einem Gemälde von Della Porta.

„Daß du ihm verlobt bist? Eben darum. Das ist doch widersinnig. Ein Mädchen wie du und — ein solcher."

Zum erstenmal klang, ihm selber nicht bewußt, die Erkenntnis und das Geständnis ihrer großen Anmut in seinen Worten.

„Ich habe es dir einfach noch sagen müssen," fuhr er weiter. „Es ist mir gewesen, wie wenn ein Mensch an einem Abgrund stünde und ich müßte ihn noch zurückreißen, bevor —"

Das Mitleidsgefühl in ihrem Herzen wuchs immer mehr. „Du verstehst uns Frauen nicht," sagte sie. Sie war jetzt fern von ihm wie von einem ganz Fremden, der etwas ihr Unverständliches getan hatte.

Er sah, daß er vielleicht eine Torheit begangen hatte. Aber sein Groll und sein Gefühl, im Recht zu sein, ließen nicht nach. „Eineweg", schloß er gekränkt, „du weißt jetzt, was ich von der Sache halte. Am Ende muß jeder liegen, wie er sich bettet."

Er wandte sich halb zum Gehen, hob ein wenig die Hand, wie um sie ihr zu reichen, ließ sie wieder sinken und schritt dann mit einem kurzen Kopfnicken wirklich davon.

„Ade, Geni," grüßte Inocenta.

Auch sie machte sich auf den Weiterweg.

Noch eine ganze Weile lag das immer klarer und zarter werdende Gold des Abends drüben am Ufer. Eine ganze Weile noch blieb Inocentas Wesen von etwas Unerklärlichem erschüttert. Sie ging rasch, nicht nur, weil die Zeit vorgerückt war und sie fürchtete, Jonas möchte ungeduldig werden, sondern weil das seltsame Mitleid sie vorwärts trieb, als drohe Jonas eine Gefahr und müßte sie ihm sogleich zeigen, daß sie zu ihm halten wolle. Wie schön der Abend war, bemerkte sie nicht. Sie trug eine Last von Gedanken.

Und als sie weiter und weiter schritt, löste sich hinter dem Mitleid mit Jonas noch eine andere Empfindung los. Es war doch eigentlich, so schien ihr, auch wieder gut von Geni, daß er sich um sie kümmerte, so unbrüderlich sein Gebaren auf den ersten Blick erscheinen mußte. Er zeigte Teilnahme für sie. Er mußte ihr doch gut sein, sonst würde er sich nicht so viel Mühe genommen haben.

Als sie in Bergenried anlangte, fand sie Jonas schon ihrer wartend an der Schifflände, wo sie verabredet hatten, sich zu treffen.

„Du kommst spät," sagte er mit raschem Mißtrauen, die Züge leise gespannt.

„Der Weg war länger als ich dachte," antwortete sie und überlegte blitzschnell, ob sie ihm von dem Zusammentreffen mit Geni erzählen sollte. Aber dann konnte sie es nicht, und daß sie es nicht tat, quälte sie doch.

Er fragte, ob sie noch in ein Wirtshaus treten möge, und als sie verneinte, machten sie sich auf den Weg bergan. Sie war so kurze Zeit erst aus der Gesellschaft des einen gekommen, daß sie sich zuerst an den Gedanken gewöhnen mußte, daß ein anderer neben ihr ging; aber bald sah sie den Unterschied, ja der Gegensatz drängte sich ihr mit einer fast zornigen Schärfe ein: Jener war hell, frisch, keck neben ihr gegangen, dieser hielt mühsam Schritt mit ihr, und nicht nur sein Gang, auch seine Rede war von einem schwerfälligen Ernst und einer fast unfreundlichen Knappheit. Zuerst erzählte er ihr von seinen Geschäften. Auch der Schönheit des Abends gedachte er.

Die Sonne war nun ganz erloschen, der anfänglich blaue Himmel, der, je höher sie stiegen, immer weiter sich wölbte, war von einer zarten Silberfarbe überronnen. Nur ganz im Westen, wo die Reihe von Wolken stand, trug er noch immer den gelben Schein. Die Wolken aber brannten rot wie lodernde Fetzen, die der Wind aus einer Brandstätte fortgetragen.

„Da sieh", sagte Jonas und wies mit seinem abgelaufenen Stock nach Süden, „die Sterne kommen schon."

In der Tat standen Sterne am Horizont, wo blaue Nachtschatten über den Bergen spannen, wie kleine, weiße Blumen in eine dunkle Decke gestickt. Es war etwas unendlich Reines, Unirdisches um diese Lichtblüten.

„Noch fünfmal müssen sie kommen —" fuhr er weiter. „Dann —"

Plötzlich stand er still, wie Geni stillgestanden war.

Sie waren jetzt schon hoch über Bergenried hinausgelangt. Ein paar Leute waren an ihnen vorbeigegangen. Hier war niemand mehr.

„Ich muß dich noch etwas fragen, Centi," sagte er, und sie spürte, wie er Mühe hatte, das Fliegen seines Atems zu verbergen.

Sie hielt still, aber eine leise Ungeduld bewegte sie. Warum ließen sie sie nicht in Ruhe? Was wollten alle von ihr?

Jonas sah sich um, ob niemand komme.

„Zu Hause, wenn man einmal ein Wort miteinander reden will, geht allemal eine Tür auf,"

erklärte er. Dann gewahrte er die ungeduldige Erwartung in ihrem Gesicht und mahnte: „Du mußt dich die Zeit nicht reuen lassen.“ Er war sehr erregt. Er wechselte ein paarmal die Stellung und schlenkerte die Arme. „Wer wie wir auf ein Menschenleben hinaus mit einem andern hausen will, muß sich gleich am Anfang Zeit nehmen,“ fuhr er fort.

Inocenta überlief die Furcht wieder, die sie schon öfters vor ihm empfunden hatte. Es war etwas so Strenges, fast — fast Böses an seinem Munde. Sie war nun ganz fügsam.

Da sprach er weiter: „Mich quält noch immer die Angst, ob du dir alles überlegt hast. Ich bin wie ich bin. Ich kann mich nicht anders machen und nicht anders werden. Meinst du nicht, wenn du vergleichst mit anderen, daß es dich eines Tages reuen könnte?“

Ein Widerstreit von Empfindungen erhob sich in ihr. Die Bangigkeit, die sie schon vorher belastet hatte, nahm zu. So hatte auch Geni gemahnt! Das Wagnis, das ihr alle so groß schilderten, mußte ein Wagnis sein. Aber sie hätte um keinen Preis eingestehen können, daß sie sich fürchtete. Auch meldete sich das Mitleid für Jonas wieder.

„Du quälst dich,“ sagte sie leise. „Und mich damit.“

Er ergriff ihre Hand. Die seine zitterte, ein Fieber lief durch seinen ganzen zerstörten Körper. Die Worte kamen ihm jetzt rascher. „Ich will dir das Leben so schön machen als ich kann. Ich habe keinen größeren Wunsch, als dir zulieb zu leben. Aber — vielleicht wäre das nicht genug. Vielleicht —“

Er unterbrach sich selbst, und sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, fuhr er fort: „Als ich damals gefallen und ein Krüppel geworden, da habe ich — meine Leute waren doch viel schuld an meinem Unglück — ich habe es ihnen nie verzeihen können. Und dem Geni — warum soll ich es dir nicht sagen? — Hier drinnen —“ er pochte sich an die Brust — „ist er mir nicht wie ein Bruder, sondern — Ich habe keinen Menschen sonst. Du bist der erste, der mir — an den ich zu glauben versucht habe. Aber wenn du später vielleicht nicht halten könntest, was du jetzt versprechen willst, glaube mir, ich habe etwas von einem Wolf in mir, ich muß denen weh tun, die mir zuleid gelebt haben, ich —“

Er zitterte am ganzen Leibe.

Inocenta wußte nicht, ob sie ihn mehr fürchtete oder mehr bemitleidete. Da fühlte sie, wie seine Hand ihr Gelenk umspannte.

Er schüttelte sie ein wenig. „Meinst du nicht — daß du vielleicht einen andern lieber hättest, einen Menschen mit gesunden Gliedern? Etwa den — den Geni?“

Selbst jetzt in seiner wilden Erregtheit tat er diese Frage mit einer versteckten Schlauheit und doch auch wieder mit der unbewußten Angst vor ihrer Antwort. Vielleicht, wenn ihr jemand jetzt das erlösende Wort eingeflüstert hätte: „Ja, du hast recht, es geht wohl doch nicht mit uns beiden,“ würde sie es gesagt und nachher aufgeatmet haben, aber sie selbst fand es nicht. Sie konnte sich aus ihrer Verwirrung nicht retten. Sie wollte ihm nicht weh tun. Und dann war sie jung und keine Grüblerin. Sie hatte sich schon zu sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß alles das Schöne, was er ihr zur Aussteuer gekauft, ihr gehöre, daß sie eines wohlhabenden Mannes Frau sein, in dem Seegut hausen werde. Ein jugendlicher Leichtsinn ließ sie über den Stein des Bedenkens hinweghüpfen, den er ihr in den Weg gewälzt hatte.

„Quäle dich doch nicht,“ sagte sie und dachte dabei an das Hochzeitskleid, das sie anprobiert hatte, wie wohl es ihr stand und wie hübsch es sein müsse, wenn sie es nächstens „im Ernste“ tragen werde. Sie legte beide Hände auf Jonas' Arm und sah ihn mit einem warmen Blick an.

Es kam gerade ein Bauernpaar straßherab gegangen, Hacke in der Hand, Korb auf dem Rücken.

Jonas liebte kein Aufsehen. Er setzte seinen Weg fort. Er atmete auch freier. Sie hatte ja die Gelegenheit nicht benützt, sich von ihm loszulösen. Und langsam weitete sich dieses Aufatmen zur Freude.

Sie wußten nicht, wie es kam, daß sie nach einer Weile Hand in Hand gelegt schritten.

Es war schon dunkel geworden, als sie Bergseeon erreichten.

Dort, wo die Sternblüten gestanden, stieg der Mond herauf. Sein Licht leuchtete als blitzender Streif hinter einem Berge, dessen dunkle Linie sich haarscharf von diesem Glanze abhob. Eine einzelne Tanne wuchs in dieser Höhe und reckte sich vor der heraufwachsenden Mondscheibe mit schwarzen, weitgebreiteten Ästen. So hell war das Licht und so dunkel der Baumschatten, daß jeder Zweig aus weitester Ferne erkennbar

blieb und die Äste ein Netz vor dem Monde zu bilden schienen.

Und der Mond stieg höher. Schon schwamm er in ruhiger Gelassenheit in den Himmel hinaus. In seinem weißen und kühlen Schein versanken wie in einem steigenden See immer mehr Matten und Lehnen und Hütten.

(Fortsetzung folgt.)

Wiesenschaumkraut.

O daß es doch noch einmal Frühling würde,
Wie es in meiner Kindheit Frühling war!
So federleicht die kleine Lebensbürde,
Der Himmel, ach, so wundertief und klar!

Die Mutter stäupt die Hühner aus dem Garten,
Der Gockel flattert kreischend über'n Zaun.
Ich muß auf meinen Wolkenkönig warten,
Dem laue Winde fern den Thron erbaun.

Das Schaumkraut blüht vergessen auf den Wiesen,
Die stillste Blume, die mein Herz erkannt,
Ich hab' ihm laute Ehren nie erwiesen,
Doch hat mich seine Süße stets gebannt.

Es ist der Traum, den Frühlingsnächte träumen,
Kein Reif tut seinem zarten Glauben weh.
Viel Gärten blühn, doch immer muß ich säumen,
Wenn ich der Kindheit scheuen Liebling seh.

Alfred Huggenberger.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Algier.

Von Ernst Eschmann.

Unter den Hafenplätzen der nordafrikanischen Küste nimmt Algier eine ganz besondere Stellung ein. Der Handel hat die Stadt groß gemacht. Die französische Oberhoheit, unter der sie nun seit über hundert Jahren steht, hat ihr wohl viel Neuerungen geschenkt und zu einer wichtigen Rolle im Spiel des Weltmarktes verholfen. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die ausgedehnten Hafenanlagen, auf die großen Lagerhäuser, auf die mächtigen und fleißigen Kranen, die die Aus- und Einladearbeit so sehr erleichtern. Von Waren und Menschen wimmelt es unten am Meer. Übers Wasser ziehen die unsichtbaren Straßen nach

Algier. Generalansicht.